Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Die Horde von Hyänen.

„Blutgeld“.

Von 147 wohlthätigen Veranstaltungen waren 76 Gegenstand polizeilicher Aufmerksamkeit.

Der Pariser Korrespondent der „Stampa“ schreibt seinem Blatte: Es giebt Leute, für die der Krieg ein Volksfest bedeutet, Leute, die aus dem Kriege glänzende Spekulationen und goldene Geschäfte machen, Leute, die reich werden durch den Krieg.

Von vielen Seiten und häufig genug sind die betreffenden Personen mit allen Einzelheiten angezeigt worden. Aber trotz aller Bemühungen der Behörden, der Polizei und der Zeitungen fahren die Hyänen fort, ihren scharfen Zahn zu wetzen.

Vor einigen Tagen zeigte der Senator Gornot an, daß in einigen Lazaretten die Milch entrahmt, gewässert und eines jeden Nährwerthes beraubt eintraf. An gewissen Stellen sind die Soldaten gezwungen worden, 1,25 Francs für den allerschlechtesten Wein zu bezahlen, der mit Wasser verdünnt und höchstens 10 bis 20 Centimes werth war. Diese gewissenlosen Wirthe sind den Behörden übergeben worden. Ich habe vor mir einen dicken Band solcher Betrugsaffären. Trübe Geschäftsschieber, (viele zwar nicht, aber immer noch zu viele) haben sich in die Reihen der Soldaten gedrängt und leben davon, daß sie beschädigte Waaren verkaufen, oft sogar verdorbene Lebensmittel an den Mann bringen.

Während des Rückzuges von Antwerpen, als die Truppen auf Ostende und den Yserfluß zurückflutheten, gab es Händler und Marketender, die sich nicht scheuten, von den armen, verhungerten, erschöpften und demoralisirten Soldaten für Milch, Eier und Brot das Vierfache, Fünffache und Sechsfache des eigentlichen Werthes zu verlangen. Sogar mit dem einfachen Wasser machte man Geschäfte. Alles dies weiß ich aus dem Briefe eines belgischen Flüchtlings, den ich aus Havre erhalten habe.

Händler, deren Gewissen nicht allzu empfindlich ist, verkaufen unter der Vorgabe: „An unsere braven und lieben Soldaten“ unter geschickten Ankündigungen Konserven, Tabletten und Pastillen, die nach der Angabe ihrer Erfinder wunderbare Kräfte enthalten sollen und deren Nährwerth das Gewicht des Präparats um das Zehn- bis Zwanzigfache übersteigen soll. Wurden diese Fabrikate chemisch untersucht, ergab sich stets ihre völlige Werthlosigkeit. In der letzten Zeit sind auch die Verkäufer jener wunderbar heilsamen Pulver aufgetaucht, die einzig artig in der Wirkung gegen die erstickenden Gase sein sollten. Es handelt sich dabei, wie nachträglich festgestellt wurde, um absolut werthlose Mittel, deren Verkaufspreis den eigentlichen Werth um das Dreihundertfache übersteigt.

Man hat sogar ein Säckchen in den Verkauf gebracht, das vor allen ansteckenden Krankheiten bewahren soll. Die Neger aus Zentral-Afrika und die Papuas aus dem Stillen Ozean hängen sich wahrhaftig werthvollere Amulette um den Hals; dennoch, es scheint, als ob das Geschäft in Frankreich ginge.

Eine andere Klasse von Hyänen und gewiß die raubgierigste ist dargestellt durch jene „privaten Geldgeber“, die „bedeutende und besondere Erleichterungen für die Beschaffung von Summen den Kriegstheilnehmern und ihren Familien gewähren.“ Der richtige Name dieser Leute ist Halsabschneider.

Wenn der Vaterlandsvertheidiger dann abgereist ist, dann denkt dieser private Geldgeber daran, seine Rechte geltend zu machen und mit seinen Papieren, die von Klauseln und Bedingungen starren, entreißt er den armen Familien den letzten Pfennig.

Auch die Wohlthätigkeit wurde nach allen Regeln der Kunst ausgenutzt. Von 147 wohlthätigen Veranstaltungen sind allein in dem Seine-Departement, d. h. in Paris und in den Vororten, 76 Gegenstand der polizeilichen Aufmerksamkeit geworden. Die nachforschenden Behörden waren nicht wenig erstaunt, als sie an der Spitze dieser sogenannten wohlthätigen Veranstaltungen Individuen antrafen, die in den letzten Jahren wiederholt mit der Polizei zu thun gehabt hatten und sogar einige, die vor das Schwurgericht geladen waren. 35 Kommittees waren von Bankiers gegründet, die kurz vorher und manchmal sogar erst kurz nach der Mobilisation das Zuchthaus verlassen hatten.

Andere Gestalten: Auf den Boulevards zwischen den kleinen Tischen der Kaffeehäuser schwärmen elegant gekleidete Damen, die Bilder und Noten, wie sie sagen, zu Gunsten der in den Pariser Hospitälern untergebrachten Verwundeten verkaufen. Fragt man sie, ob sie irgend eine Berechtigung dazu haben, so antworten sie mit aller Seelenruhe, daß sie jeden Abend den Erlös ihres Verkaufs in dies oder jenes Hilfslazarett abliefern.

Das Geld, das sie einsammeln, bleibt in ihren Taschen.

Vor einigen Tagen noch verhaftete der Polizeimeister von Faubourg du Temple einen Deserteur, der wie Andere in Adjutanten-Uniform das Publikum betrogen, indem sie sich als Mitglieder eines Wohlthätigkeitskommittees ausgaben, dessen ganze Mitglieder in Wahrheit in ihrer eigenen Person vereinigt waren.

Weiter ist eine Gesellschaft aufgetaucht, die sich damit beschäftigt, den Kriegsopfern Entschädigungen zukommen zu lassen, auf die sie Anspruch haben. Eine Gesellschaft natürlich, die gegen eine „geringe“ Provision arbeitet und weiter eine andere Gesellschaft, die den Verkehr mit den Kriegsgefangenen in Deutschland vermitteln will u. s. w.

Sieben dieser Glücksritter sind bereits vor den Richter wegen Vertrauensbruch und Betrugs geladen worden. Andere sollen, wie man sagt, recht bald und plötzlich ihre Vorladung erhalten. Der „Matin“ erzählt, daß zu ihnen eine Dame gehören wird, die vor dem Kriege ein Büro für Rechtsaufklärung unterhielt und die dann Gründerin und Vorsitzende einer wohlthätigen Vereinigung wurde. Aus der gerichtlichen Voruntersuchung ergiebt sich, daß die persönlichen Verdienste dieser Dame niemals geringer waren als 2000 Francs pro Tag, das macht 60,000 Frcs. im Monat. Das sind keine annähernden Ziffern, sondern gerichtlich festgestellte Zahlen.

Das brave Volk, das arbeitet, hofft und leidet, das mit seinem Blute die Fluren des Vaterlandes vertheidigt, darf verlangen, daß man es von diesem schlimmen Schwarm befreit. Wahrlich die Schlachtfelder sind nicht dazu da, daß man an ihrem Rande den Maibaum aufpflanzt.

Weil sie zu viel gesät hatten.

Ein Drittel der Grundbesitzer der Gemeinde Friedrichshof bei Baruth hatte sich in einem gemeinsamen Strafverfahren wegen Zuwiderhandlung gegen die Bundesrathsverordnung zum Schutze von Erntevorräthen vor der Potsdamer Strafkammer zu verantworten. Die Grundbesitzer hatten auf ihren Aeckern mehr als einen Zentner Hafer pro Morgen gesät, während das Gesetz nur eineinhalb Doppelzentner pro Hektar erlaubt. Die acht Angeklagten versicherten übereinstimmend, daß die moorige schwarze Erde ihrer Gegend mehr Saat beanspruche und, um das Saatgut von Unkraut nicht überwuchern zu lassen, mehr verstreut werden müßte. Ein Theil der Körner wurde durch Wild und Fasanen aufgezehrt. Der Staatsanwalt beantragte je 20 Mark Geldstrafe. Die Angeklagten waren jedoch der Meinung, daß sie freigesprochen werden müßten, weil sie dank ihrer Aussaat den schönsten Haferstand in der Feldmark aufweisen konnten. Die Potsdamer Strafkammer verurtheilte sechs der Angeklagten zu der Mindeststrafe von je drei Mark unter Berücksichtigung der Zwangslage, in der sie sich befanden.

* * *

Rückkehr der verschleppten Ostpreußen.

Um die Rückkehr der von den Russen aus Ostpreußen in das Innere Rußlands fortgeführten Deutschen herbeizuführen, sind bereits vor einiger Zeit Verhandlungen mit der russischen Regierung angeknüpft worden. Diese Verhandlungen stehen jetzt vor ihrem Abschlusse und es ist zu hoffen, daß die Rückkehr der fortgeführten Zivilpersonen sich in absehbarer Zeit ermöglichen lassen wird.

* * *

Serbiens Erschöpfung.

Die „Wiener Allgemeine Zeitung“ meldet aus Sofia: Kurz vor Ausbruch des Krieges zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn richtete der Zar ein eigenhändiges Schreiben an den König Peter von Serbien. In diesem Brief theilte der Zar dem König mit, daß nunmehr das Eingreifen Italiens in den Weltkrieg sicher sei. Er forderte den König auf, dafür Sorge zu tragen, daß gleichzeitig mit der Kriegserklärung Italiens gegen Oesterreich-Ungarn eine heftige serbische Offensive gegen die habsburgische Monarchie in Angriff genommen werde. König Peter beantwortete dieses Schreiben verneinend. Er erklärte, er fühle sich tief unglücklich, dem Wunsche des Zaren nicht Folge leisten zu können; allein die serbische Armee habe so große Verluste erlitten, leide noch immer so sehr unter Seuchen, verfüge über so geringe Vorräthe an Munition und Kriegsmaterial, daß die Aufnahme einer kräftigen Offensive zu einer Katastrophe werden könnte. Es sei ihm unmöglich, dafür die Verantwortung zu übernehmen.

* * *

Rother-Halbmond-Schmuck.

Unter Vorsitz der Frau Großadmiral v. Tirpitz hat sich in Berlin ein Kommittee gebildet, das sich die Aufgabe stellt, in Betonung der Waffenbrüderschaft den türkischen Rothen Halbmond zu unterstützen. Man hat durch das Entgegenkommen einer Fabrik reizende kleine Halbmonde, Nadeln und Anhänger anfertigen lassen, die als Abzeichen getragen werden können und zum Preise von 1 Mark verkauft werden. Die Einnahmen gehen dem Rothen Halbmond zu, und man hofft, ihn damit für den Ausfall an englischen und amerikanischen Unterstützungen zu entschädigen, die im Balkankrieg so reichlich flossen.

* * *

Schweiz und Luxemburg.

Aus Bern melden die „Basler Nachrichten“: Staatsminister Eyschen, der Präsident der luxemburgischen Regierung, hat dem Bundespräsidenten Motta und dem Vorsteher des politischen und volkswirthschaftlichen Departements Besuche abgestattet, um ihnen offiziell für die Fürsorge der Schweiz zu Gunsten der luxemburgischen Bevölkerung zu danken.

* * *

Die alten Jahrgänge in Frankreich.

Nach dem „Temps“ hat der Kriegsminister Maßnahmen getroffen, damit die Mannschaften der Reserve-Territorial-Armee von 43 bis 46 Jahren, welche an der Front Dienst thun, von der Front in die Depots zurückgebracht und durch Mannschaften jüngerer Jahresklassen ersetzt werden.

Die Kirschen in Nachbars Garten.

Heitere Kriegsepisode.

Ein Patrouillengang bei Nacht, der sich lohnte.

Eine köstliche Kirschengeschichte berichtet ein in den Vogesen kämpfender Offizier in der Kölnischen Volkszeitung: Unsere Schützengräben sind am rechten Flügel unserer Stellung von denen der Franzosen etwa 500 Meter entfernt, während die Entfernung des linken Flügels nur 150 Meter beträgt. Dort haben sich beide Theile, begünstigt durch das Gelände, einander immer mehr genähert. Auf dem Wiesenplan, der zwischen unserem rechten Flügel und dem französischen linken Flügel liegt, steht ein mächtiger Kirschbaum — mehr auf französischer Seite — der voll der schönsten Kirschen hängt. Schon zur Blüthezeit äugelten unsere Leute immer hinüber und rechneten aus, wann die Früchte im günstigsten Falle reif sein würden. Auch stritten sie schon ganz ernsthaft, wer der spätere Genießer sein könne. Die Frage war nur die, ob wir dann noch hier in der Stellung wären, und ob der liebe Baum wohl dann noch stände?

Die Tage vergingen, sie wurden ausgefüllt durch Schanzen, Wachestehen und gelegentliche kleine Gefechte. Wochen wurden daraus, die Kirschen reiften. Blutroth schimmerten sie durch das dunkle Grün, blutroth, verlockend. Unsere Leute waren nicht mehr von den Schießscharten und Beobachtungslöchern wegzukriegen. Mit und ohne Glas äugelten sie hinüber und schimpften auf die Spatzen, die in großer Zahl auf dem Baum lärmten und von den Früchten naschten. Gern wären wir selbst hinüber, natürlich bei Nacht und Dunkel, um die Früchte zu holen, doch war strenger Befehl gekommen, dergleichen zu unterlassen, da die Kirschen unter Umständen theuer zu stehen kommen könnten, denn das Gelände wimmelte von feindlichen Patrouillen. Unser einziger Trost war, daß die Franzosen, denen der Kirschbaum zwar um 60 bis 70 Meter näher stand, doch auch nicht an ihn herankommen konnten und ebenso wie wir den Spatzen das Vorrecht lassen mußten.

Da hieß es eines Abends: Patrouille vor! um irgend etwas auszukundschaften. Die Patrouille war gefährlich, und doch meldeten sich gar viele, so daß die Auswahl schwer wurde. Ein Unteroffizier und drei Mann wurden ausersehen, und nachdem sie von den Kameraden noch viele geheime Aufträge erhalten hatten, die alle nur nach Kirschen schmeckten, so daß die Aermsten schon hätten Maulesel sein müssen, wenn sie die Zentner hätten schleifen wollen, die sie bringen sollten, marschirten sie nach Einbruch der Dunkelheit ab. Der Auftrag wurde wider Erwarten bestens gelöst, und nun steuerten sie auf kürzestem Wege zurück, Richtung: der einsame Kirschbaum. Vorsichtig, gebückt, jedes Geräusch vermeidend, schlichen sie voran, ab und zu liegen bleibend, um zu horchen. Schon konnte man in der Dunkelheit, an die sich die Augen nachgerade gewöhnt hatten, die Umrisse des Baumes gut erkennen, näher und näher kamen die vier Männekens — da machte sie das Brechen von Zweigen und leises Gezischel aufhorchen. „Aha, da waren Spatzen auf dem Baum, größere als am Tage!“ Anstatt sich nun zurückzuziehen, beschlossen unsere Vier in kurzer, leiser Berathung, die Spatzen zu fangen. Sie schlichen behutsam weiter vor, bis sie am Fuße des Baumes angekommen waren. Dort standen, o Wonne, zwei umfangreiche Henkelkörbe, gefüllt mit Kirschen. Oben auf dem Baume wurde eifrig weiter gebrochen. Abwartend lagen unsere Leute am Fuße des Baumes und verkürzten sich einstweilen die Zeit mit Kirschenessen. Plötzlich wetterte in der Nähe ein französisches Maschinengewehr, deutsche Kanonen antworteten, Leuchtkugeln stiegen auf, überhaupt wurde es auf der ganzen Linie lebendig. Denen auf dem Baume schien die Sache brenzlich zu werden, vielleicht auch hatten sie genug gepflückt — kurz und gut, plötzlich wurde an einer langen Schnur ein weiterer Korb herabgelassen, dem bald darauf die Kirschenfreunde folgten, in Gestalt zweier Franzosen, die eilends an dem Stamm des Baumes herunterrutschten, wo sie von vier Paar derben Fäusten gepackt wurden! Vor Schreck müssen die Kerle wohl Sprache und Bewegungsvermögen verloren haben, denn ohne Widerstand, ja ohne einen Laut von sich zu geben, ließen sie sich festnehmen. Während zwei Mann die Gefangenen transportirten, trugen die beiden anderen die so leicht erbeuteten Körbe mit den heißbegehrten Kirschen. Glücklich gelangten sie mit ihrer Beute in unsere Stellung, wo ihr Erscheinen einen unbeschreiblichen Jubelsturm hervorrief. Die Kirschen hatten nun ihre Herren gefunden, sie schmeckten wundervoll, besonders da sie aus dem Garten des feindlichen Nachbars stammten.

Die ungarische Rekordernte.

Sämmtliche ungarische Blätter besprechen die angekündigte Rekordernte von 45.9 Millionen Meterzentner Weizen gegen 28.64 Millionen im Vorjahre. Sie erklären, der Erntesegen mache die Aushungerungspläne der Feinde zu Schanden. Der Unterschied gegen die vorjährige Lage liege nicht allein in der größeren Menge der Brodfrucht, sondern darin, daß man infolge der Erfahrungen des Kriegsjahres gelernt habe, den Verbrauch angemessen zu regeln.

Die deutschen „Nachahmer“.

Oberst Schumski schreibt in der Birschewija Wjedomosti: „An der ganzen Westfront und der belgischen Küste haben sich die Deutschen sehr geschickt verschanzt. Diese Befestigungswerke und Drahthindernisse sind aber keine deutsche Erfindung, sondern eine französische. Man bekommt überhaupt den Eindruck, daß die Deutschen weniger Erfinder als geschickte Nachahmer sind; denn auch die 42 Cm.-Geschütze sind keine deutsche Erfindung, da die Skoda-Werke in Böhmen schon 1912 welche anfertigten. Die Deutschen haben also ihr Vertheidigungssystem durch Drahtverhaue, Geschütze und Maschinengewehre von den Franzosen übernommen, die 42 Cm.-Geschütze von den Oesterreichern, die allgemeine Wehrpflicht vom revolutionären Frankreich des 18. Jahrhunderts, die Anhäufung von Truppen zu Durchbruchsoperationen von Napoleon, das Flugwesen von den Franzosen, die Bajonettangriffe von den Russen. Nur die Anhäufung von Reserven ist ihre eigene Erfindung.“ Und noch eins hat der russische Oberst vergessen: Die Siege über die Russen sind von den Deutschen den Japanern nachgeahmt!

* * *

Verbreiter von Alarmnachrichten.

In Frankreich laufen jetzt wunderbare Gerüchte um, über welche die Zeitungen wenig sprechen, über die sich aber Gustav Hervé aufregt. Hervé tadelt so heftig Diejenigen, welche alarmirende Gerüchte ausstreuen, daß er bedauert, daß nicht mehr der Wohlfahrtsausschuß blutigen Angedenkens besteht, jene Epoche, wo man alle Verdächtigen auf's Schaffoth sandte. Nach der „Guerre sociale“ gehen Gerüchte um, daß in Paris Frauen vor Hunger sterben, daß Arbeiter rothe Fahnen herumtragen u. s. w. Hervé erzählt, daß im Departement Ardèche Frauen, von den Geistlichen aufgestachelt, ihren Ehemännern geschrieben haben sollen, daß in Paris und anderen großen Städten Revolution drohe. In anderen Gegenden Frankreichs verkünde man die Rückkehr zum Königthum. Hervé versichert, daß es im Innern Frankreichs Feinde gebe, die vielleicht furchtbarer seien als die, gegen welche die französischen Soldaten an der Front kämpfen.

* * *

Ein zweiter Mose.

Schatzminister Carcano erstattete dem König im Hauptquartier Bericht. Der König zeigte auch ihm vom Thurme von Aquileja das wartende Triest. (Sehen sollst du das gelobte Land, aber nicht hineinkommen!)

Uebrigens wird in Rom bereits für eine der Stadt Triest zu schenkende italienische Fahne Geld gesammelt, in Turin für ein gleiches Geschenk an Trient und in Florenz für ein solches an Zara. Die Städte Triest, Trient und Zara sollen aber vorläufig kein Verlangen nach einer neuen Flagge haben: die alte ist noch lange gut genug.

* * *

Die Ueberwachung der Schweizer Post.

Der Berner „Bund“ beleuchtet den Uebelstand, unter welchem auch der Schweizer Geschäftsverkehr empfindlich leidet, daß die kriegführenden Staaten auch seinen Briefverkehr nach den überseeischen Ländern der Censur unterwerfen. Es laufen zahlreiche Klagen ein. Sogar geschlossene Briefsäcke, sogenannte Kartenschlüsse, werden in Besançon, Bologna usw. geöffnet. Die Beschwerden, die von der Schweizer Oberpostdirektion sowie auf diplomatischem Wege erhoben wurden, hatten nicht den mindesten Erfolg. Die Antwort war mit einigen Abänderungen immer dieselbe, daß die militärischen Interessen gegenwärtig allein maßgebend seien und die Zivilbehörden keinerlei Befugnis besäßen, abzuhelfen.

* * *

Feldaltar für die Tiroler Truppen.

Aus Bozen, 16. Mai, wird berichtet: Eine hiesige Patrizierfamilie hat einen Feldaltar für die im Hochgebirge Tirols kämpfenden Truppen gespendet, der von einem Boten des Kriegsfürsorge-Amtes Bozen-Gries dieser Tage seiner Bestimmung zugeführt wurde. Altar nebst Meßgeräthen und Ornat sind so sinnig angefertigt, daß alles bequem in einer Kiste untergebracht und von einem Tragthier fortgeschafft werden kann. Kommenden Sonntag findet auf dem 2000 Meter hoch gelegenen Standort die feierliche Weihe des neuen Feldaltars und daran anschließend die Feldmesse statt.

* * *

Der König erhält Marschallstab.

München, 17. Juli. Heute Vormittag empfing der König in feierlicher Audienz den heute früh aus Berlin eingetroffenen Abgesandten des deutschen Kaisers, Generaloberst und Oberbefehlshaber in den Marken, Generaladjutanten v. Kessel, der ein Handschreiben des Kaisers überbrachte und dem König den ihm vom Kaiser verliehenen Feldmarschallstab überreichte.

* * *

Der ungeduldige Andreas Hofer.

Die Meraner Stadtverwaltung hat ein schönes Andreas-Hofer-Denkmal errichtet, dessen Enthüllung aber durch den Krieg hinausgeschoben werden mußte. Es scheint Andras Hofer aber nicht gepaßt zu haben, so mit verbundenen Augen dazustehen, während seine lieben Tiroler draußen einen neuen Freiheitskampf ausfechten. Er wünschte sich einen Sturm, und der kam auch bald, warf flink die Bretterverschalung auseinander und nun schaut der treue Hofer ohne feierliche Enthüllung auf seine Berge, von welchen der Stutzen der Tiroler Schützen lustig auf die verrätherischen Welschen knallt.

Verurtheilung eines Verpflegungsausschusses.

Vor dem Kriegsgericht des 13. französischen Armeekorps, das in Clermont-Ferrand zusammentrat, gelangte ein großer Unterschlagungsprozeß zum Abschluß. Angeklagt waren die Mitglieder des Verpflegungsausschusses des Ortes Puy-Guillaume, darunter der Vorsitzende. Sie wurden sämmtlich zu Zuchthausstrafen von 5 bis 9 Jahren verurtheilt.

* * *

Fliegerhuldigung für den Großherzog.

Eine eigenartige und seltene Ehrung ist dem Großherzog von Baden anläßlich seines Geburtstages dargebracht worden. Am Geburtstag erschien über Schloß Eberstein, in dem der Großherzog residirt, ein Doppeldecker mit dem bekannten Flieger Ingold und Leutnant v. Manteuffel an Bord. Die Flieger beschrieben über dem Schloß mehrere Schleifen und warfen dann einen großen Strauß frischer Blumen hinab, der innerhalb des Schloßterrains niederfiel. Als die Flieger bei Baden-Oos landeten, erhielten sie eine Einladung des Großherzogs ins Schloß, der sie Folge leisteten. Am Abend desselben Tages erschien ein zweites Flugzeug über Schloß Eberstein. Die beiden Insassen, die Oberleutnants Lang und Hock warfen ein Packet herab, in dem sich ein Eichenkranz befand. Die blauweiße Schleife des Kranzes trug die Widmung: „Ein bayerischer Glückwunsch aus dem Felde. Oberleutnant Lang, Oberleutnant Hock.“

* * *

Der verpaßte Moment.

Der „Rußkoje Slowo“ schreibt sehr pessimistisch über die rumänische Frage. Der gute strategische Moment sei verpaßt. Weshalb Rumänien jetzt Bedenken habe, einzugreifen, könne jedermann in Rußland selbst verstehen.

* * *

Reiche Spende Krupp v. Bohlens.

Herr Krupp von Bohlen stiftete 50,000 Mark für Bade- und Desinfektionswagen des Ostheeres, 25,000 Mark für warme Unterkleidung und 30,000 Mark für Mineralwasser. Die gleiche Summe stifteten die Kruppschen Werkangehörigen.

* * *

Heldenmüthige Attacke der polnischen Legionäre.

Der „Czas“ veröffentlicht aus Anlaß der Kämpfe in Beßarabien den folgenden Befehl des Kommandos der 2. Brigade der polnischen Legionen, in welchem es unter anderem heißt: „Die Verhältnisse forderten das Mitwirken der Kavallerie bei Angriffen auf verschanzte feindliche Positionen. Die Aufgabe, welche der Kavallerie zufiel, war keine leichte; sie wurde aber durch die 2. Eskadron unter dem Kommando des Rittmeisters Wasowicz, der dabei den Heldentod fand, so glänzend durchgeführt, daß die Geschichte ähnliche Beispiele sicherlich nicht kennt. Die Eskadron überritt drei für Flankirungszwecke dienende und theilweise besetzte Schützengräben und attackirte sodann mit unvergleichlichem Muth und Todesverachtung die ungefähr zwei Kilometer lange Hauptstellung des Feindes, indem sie vorwärts stürmte trotz starken Gewehr-, Artillerie- und Maschinengewehrfeuers. Diese Attacke wird in der Geschichte der Legionen als schönste That der Kavallerie verewigt werden. Alle Theilnehmer am Angriff werden zu allerhöchsten Auszeichnungen eingegeben werden.“

* * *

Nationale Metallsammlung.

Die Thätigkeit der Nationalen Metallsammlung ist nunmehr abgeschlossen. Nach Abzug aller Unkosten verbleibt ein Reinerträgnis von rund Mk. 85.000. Dieser Betrag fällt der Kriegsfürsorge zu und soll zu Gunsten erholungsbedürftiger und gefährdeter Kriegerkinder Verwendung finden, dann aber auch zu Erziehungsbeihilfen an solche Familien herangezogen werden, bei denen infolge Todes oder Invalidität des Ernährers den Kindern nicht mehr der Schulbesuch oder die Berufsausbildung gewährt werden kann, die ursprünglich vorgesehen war. Es sei noch erwähnt, daß die abgelieferten Gegenstände an solche Firmen abgegeben wurden, deren Metallbestände beschlagnahmt sind und die sich außerdem verpflichtet hatten, daß die Sachen eingeschmolzen und nur für Kriegsaufträge Verwendung finden werden. Die Spender und alle, die ihre Dienste dieser Veranstaltung zur Verfügung stellten, haben die Genugthuung an einem patriotischen Werk mitgearbeitet zu haben. Dies gilt namentlich auch für die Schulen, deren Beihilfe wesentlich zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen hat.

* * *

Im Feinde geirrt.

Am 5. Juli gab das französische Marineministerium amtlich bekannt, daß am 4. Juli im Aermelkanal zwei deutsche U-Boote durch Fahrzeuge des französischen zweiten leichten Geschwaders beschossen worden seien, und daß hierbei ein U-Boot von mehreren Granaten getroffen worden sei. — Wie von zuständiger Stelle erklärt wird, kommen deutsche U-Boote nicht in Frage. Es kann sich daher nur um französische oder englische U-Boote handeln, die von den genannten französischen Streitkräften irrthümlicherweise beschossen worden sind.

* * *

Ende der englischen Flottenmission.

Der „Temps“ erfährt aus Athen: Die Regierung hat beschlossen, daß der Vize-Admiral Konduriotis unverzüglich das Oberkommando über sämmtliche Geschwader der griechischen Hochseeflotte zu übernehmen hat zum Ersatz des Chefs der englischen Flottenmission in Griechenland, Kontreadmirals Kerr.

Allgemeine Wehrpflicht in England.

Der augenblickliche Mangel.

Der Brief eines Werbeoffiziers an die „Londoner Times“.

Es scheint, daß die allgemeine Wehrpflicht in England sich nicht länger hinausschieben läßt. Daß ein dringender, augenblicklicher Mangel an Soldaten besteht, bestätigt die „Daily News“ in ihrer Kritik der Landsdowne'schen Rede als einer „Drohung der Wehrpflicht“; noch mehr die „Daily Mail“, die von „rasenden Anstrengungen des Kriegsamtes“ spricht. Die Regierung wird also wohl zwischen einer Aufreizung des Volkes durch noch „dringlichere“ Werbemethoden als die bisherigen und dem jedem Engländer verhaßten, aber durch Gesetzgebung immerhin unantastbar legalen Zwang allgemeiner Militärpflicht zu wählen haben. Es sieht fast aus, als habe sie schon gewählt.

Angenommen nun, eine Vorlage über die Einführung der Wehrpflicht sei durchgegangen, was vor Ende 1915 kaum möglich sein wird, und die neue Armee käme 1916 zum Ausbildung, so wäre es von großem Interesse, eine Uebersicht darüber zu erlangen, was England mit dieser für seine Geschichte so revolutionären Maßregel thatsächlich gewönne. Der Begriff der allgemeinen Wehrpflicht löst im Bewußtsein des Deutschen ungeheure Ziffern aus. Bei unserer Volkszahl von 70 Millionen kann man in der That von „unerschöpflichen“ Reserven sprechen. Wie steht es in dieser Beziehung mit England? Hätte sein revolutionärer Entschluß ebenso revolutionirende Resultate? Der Brief eines Werbearztes, der seit Kriegsausbruch seinem Geschäft obliegt, an die „Times“ unter der Ueberschrift „Our Reserves of Men“ giebt darüber einige nüchterne aber nicht uninteressante Daten.

„Wir sollen,“ sagt er, „3 Millionen Leute ärztlich untersucht haben, um 2 Millionen als kriegstüchtig anzuwerben. Das ist vielleicht übertrieben. Wieviel Leute haben wir überhaupt? Etwa 22½ Millionen Männer jeden Alters in Großbritannien, davon sind 7½ Millionen im Dienstalter (19 bis 40 Jahren). Zählen wir von diesen das Drittel, das für den Kriegsdienst unbrauchbar sein soll, ab, so bleiben 5 1/6 Millionen. Von diesen 5 1/6 geht aber eine beträchtliche Zahl ab als unabkömmlich, es bleiben also 4.6 Millionen. Nehmen wir an, daß wir die 3 Millionen Soldaten (Kitcheners) erlangt haben, so bleiben uns 1 6/10 für Reservezwecke jeder Art. Diese müßten wir, meiner Berechnung nach, mit mindestens 35,000 monatlich einstellen, um Verluste gut zu machen. Der militärische „Times“-Korrespondent setzt sie auf monatlich 100,000 an. Die Anzahl der Truppen, die das Parlament genehmigt hat, ist für Armee und Marine 3¾ Millionen. Unsere ganzen unter den Fahnen stehenden Kräfte, einschließlich Territorials, sind wahrscheinlich nahe an 3 Millionen. Unsere durchschnittlichen Verluste an Todten, Verwundeten und Vermißten beträgt monatlich 26,000, wovon 5000 als todt, 5000 als vermißt, 16,000 als verwundet zu rechnen sind. Es heißt, daß an 50 Prozent der Verwundeten zu den Fahnen zurückkehren, doch ohne Angabe, nach welcher Frist. Unter Berücksichtigung dieser Zurückkehrenden ist unser monatlicher Verlust 18,000.

Was reine Krankheitsverluste anlangt, so haben wir keine Daten. Von drei Millionen sterben normaler Weise 45,000 jährlich oder 3750 monatlich (und mindestens 45,000 wären auf der täglichen Krankenliste, doch diese kämen fast alle nach durchschnittlich acht Tagen zurück). Wir hätten demnach einen thatsächlichen monatlichen Verlust von 21,750 (ohne die Leute, die durch Krankheit invalidirt sind, über deren Zahl wir aber keine Angaben besitzen). Diese Verluste sind schwer, werden aber noch schwerer. Eine Erhöhung unserer Gefechtsverluste um 50 Prozent bringt unseren monatlichen Durchschnitt auf 31,000 (ohne Kranke) oder etwa 200,000 in sechs Monaten.“ Der Arzt erörtert weiter statistisch den Prozentsatz von verheiratheten zu unverheiratheten Angeworbenen und Anzuwerbenden und kommt zu dem Schluß, daß 30 Prozent der noch verfügbaren Männer aus ledigen shirkees („Drückebergern“) bestehen. Der Zweck seiner Darstellung ist die Nothwendigkeit sofortigen Militärzwanges, da die Werbethätigkeit in vielen Distrikten vollkommen stillsteht.

Der Brief dieses in doppelter Hinsicht Sachverständigen ist für uns deshalb von Interesse, weil er einen klaren Ueberblick giebt über die englischen Reserven und den Zeitpunkt, an dem sie, trotz Militärzwang, vollständig erschöpft sein werden. Augenscheinlich beträgt der ganze Zuwachs durch die Wehrpflicht twa 1½ Millionen, die erst frühestens im August 1916 auf der Bildfläche erscheinen würden. Davon gehen aber die Ersatzmannschaften für 12 Monate vom heutigen Datum ab, die der Werbe-Arzt selbst auf 35,000 Mann monatlich oder 420,000 Mann jährlich ansetzt. Auch dieser Ersatz fehlt, weil das Werbegeschäft stillsteht. (Der „Times“-Korrespondent setzt sie ungleich höher ein.) Dabei ist eine inzwischen stattfindende kräftige englische Offensive augenscheinlich nicht vorgesehen. So wären also Englands Menschenvorräthe in einer verhältnismäßig kurzen Zeit am Ende, und von dem Krieg von unbegrenzter Dauer, von dem vor einem Jahre englische Minister prahlend gesprochen haben, kann auch bei Einführung des Militärzwanges keine Rede sein.

Kriegsfilms in der Heimath.

Das Wiedersehen.

Szenen vom Kriegsschauplatz und Szenen daheim.

Ein Berliner Sommerabend! Der sonnenhelle Abend überstrahlt die Lampen, die den Rahmen eines Kinos ankünden. Der dunkle, sommerschwüle Raum ist dicht gefüllt. Das Haus ist in Erwartung des Kriegsberichts. Da erhellt sich auch die Leinwand und leuchtende grüne Buchstaben zeichnen sich auf die weiße Fläche. „Deutsche Soldaten, im friedlichen Zusammenleben mit der feindlichen Bevölkerung“, heißt der Titel, der das Bild erklärt. Man sieht die Feldgrauen in einem französischen Dorfe. Ein bärtiger Mann hat das Kind einer Bäuerin auf den Knien und die Kleine hebt ganz zutraulich ihre Aermchen und schlingt sie um den Hals des Mannes. Die Bäuerin tritt aus dem Hause, sie bringt lachend einen Topf, in dem sich Essen befindet, und stellt ihn vor den Soldaten hin. Das Kind schaut gierig in die dampfende Speise. Der Mann nimmt den Löffel, aber ehe er ihn zum Munde führt, reicht er ihn gefüllt und gekühlt der Kleinen. So dankbar lächelt sie, so freundlich nickt die Mutter. Der Eindruck ist unmittelbar, als erlebten wir ihn selbst.

Jetzt tritt aus einer benachbarten Hütte ein junges Mädchen. Schön und schlank ist die Kleine, und selbst auf dem Film sieht man, wie die Augen locken und funkeln. Auch der Mann, der noch eben das Kind gefüttert hat, merkt es, er erhebt sich, geht der dunkeläugigen Schönen einige Schritte entgegen. Sie reichen einander die Hände, sie schauen sich mit einem langen und fragenden Blick. Die Beiden haben sich gewiß manches zu sagen, was mit dem Kriege gar nichts zu thun hat. In dem gleichen Augenblick klingt durch den verdunkelten Raum eine zornige Stimme. „Na, komm du mir man nach Hause.“

Wohl selten ist ein Lustspiel so belacht worden wie dieser Augenblick im Kino.

* * *

„Sie müssen nicht so traurig sein, Frau Lehmann,“ sagt neben mir eine sanfte tröstende Stimme, „eines Tages werden Sie wieder von Ihrem Karl hören. Gucken Sie sich ein bißchen die Bilder an, dann haben Sie einen Begriff, was er macht und wie er lebt.“

„Ach, er lebt nicht mehr,“ kommt es als Antwort, „ich fühle es, ich habe seit zwei Wochen nichts von ihm gehört.“

„Vielleicht ist er verwundet, vielleicht in Gefangenschaft gekommen!“ Da aber richtet sich die Mutter auf: „Meiner in Gefangenschaft? Nee, das glauben Sie doch selbst nicht, Frau Müller.“

„Es kann Jedem passiren,“ giebt Frau Müller zur Antwort. „Und da kann er auch nicht so bald schreiben.“

Sie spricht nicht weiter, denn es wird dunkel, die Kriegsbilder gehen über die Szene. Frau Lehmann weint still in ihr Tuch, wenn sie wieder einen Trupp der Jungen sieht, die lachend und scheinbar mit Gesang hinausziehen. Dann kommt ein Lazarettzug, die Verwundeten werden in die Wagen gehoben. Schwestern und Sanitätspersonal sind dabei am Werk. Die Sorgfalt, die zärtliche Mühe spricht aus jeder Bewegung.

Da laut ein Ruf: „Mein Junge, mein Junge!“

Zwei Sanitätssoldaten heben einen jungen Mann von der Bahre. Sie wollen ihn tragen, aber er wehrt lachend ab. Er zeigt, daß er ganz gut auf einem Bein hüpfen kann, das andere freilich ist schwer verwundet. Die Schwester kommt und nimmt ihn in Empfang und man sieht, wie er freundlich grüßt, wie er tapfer seine Schmerzen verbeißt. Nun spricht die Schwester, man glaubt zu verstehen, man meint, das Wort: „Heimath“ von ihren Lippen zu lesen. Der Soldat hebt die Mütze, auch er wiederholt: „In die Heimath“.

Das Bild gleitet weiter. Man sieht den rollenden Zug, mit dem Zeichen des Rothen Kreuzes auf allen Wagen.

Und hier, in der Heimath sitzt eine Mutter in einem verdunkelten Raume und preßt das Tuch an die Augen, die vor Freude weinen. Denn sie hat den Sohn gesehen, sie weiß, daß er in bester Obhut ist, in der er sein kann. Morgen Abend wird sie wieder hier sein, wieder sitzen und warten, bis ihr Junge erscheint, bis er vor ihren Blicken lebendig geworden. Und dann wird er eines Tages selbst kommen, sie wird ihn in die Arme schließen und rufen: „Mein Junge, mein Junge, ich habe dich schon im Lazarettzuge gesehen.“

Die Deutschen in Australien.

Die Zahl der in Australien internirten Deutschen und Oesterreicher belief sich Ende Mai, wie der Minister der Landesvertheidigung am 27. Mai im Bundessenate mittheilte, auf 2940. Für freiwillige Arbeit im Internirungslager erhalten die Gefangenen in der Regel 1 Schilling Taschengeld.

* * *

Alkohol-Verbot im Lager von Paris.

„Petit Journal“ zufolge erließ General Gallieni eine Verordnung, wonach den Soldaten des befestigten Lagers von Paris der Genuß von Alkohol und Absinth verboten wird. Soldaten, welche dem Verbot zuwiderhandeln, werden vor das Polizei- beziehungsweise Kriegsgericht gestellt werden.